

Sieg der Liebe

Autor(en): **Leighton, Florence**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 40

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648038>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unwirklichen Bewegungen aus, die uns als Kinder zunächst ängstigen und schließlich ergötzen. Spieluhren, eine dicht neben der anderen. Jede sang ihre einzige Melodie mit unerschöpflicher Geduld, solange die Walze noch ein Zäckchen hatte. Wollte eine verstummen, so löste sich vom Boden eine der dort liegenden Gestalten und warf ein Geldstück hinein. Das Herabfallen in das Uhrwerk klang wie ein Peitschenhieb.

Bänke und zerschlossene Diwane klebten an den Wänden. Verschmutzte Kelims suchten die Spalten in Mauer und Boden zu verhüllen, die für das Ungeziefer eingelassen waren. Man ahnte ganze Wanzenvölker unter ihnen; ein paar schwarze Borsten sicherten sich in dem zerrissenen Gewebe.

Dort saß, sank und lag die Kundschaft der Opiumhöhle. Wer ihr verfiel, verlor bald Gesicht und Haltung, verschwor sich dem täglich wiederholten Kreislauf, der über Trunkenheit und Rausch zur todesähnlichen Erstarrung führte. Die Männer, die dort am Boden lagen, waren jenseits alles Menschlichen. Einem Traumsumpf blieben sie ausgeliefert, der keine Form und Gestalt mehr kannte, nur noch verflumpte Nebel.

Der Kawetschi kroch wie eine Spinne zu ihnen heran, wies einen Diwan an und bot zur Auswahl eine Handvoll Tonpfaffen, deren Mundstück noch feucht war.

Sie flohen diese ärmliche Höhle.

„Ist das alles?“ frug Bubenberg enttäuscht.

„Wir sind im falschen gewesen, ich finde ohne Schlepper besser.“

Sie überquerten die Galatastraße, in die jede Nachtstunde neuen Menschenschaum hineinwarf, und betraten eine Seitengasse.

Straßenlaternen gab es dort nach ein paar Schritten nicht mehr. Aber vor jedem Haus konnte man rauchen und trinken; alle Fenster waren hell erleuchtet.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch unter Gyzinienranken, die über die Straße gespannt waren. Es kam Kaffee und eine Wasserpfeife. Sie bestand aus einer großen Glasflasche, mit vergoldeten Blumen bemalt, die auf ihrem schlanken Hals ein verworrenes Gebilde aus langen Schläuchen, Röhren und Behältern trug. Wie ein aufrecht gehaltener Tintenfisch sah es aus.

Der Kawetschi setzte sie mit besonderer Vorsicht auf einen Schemel, entrollte zwei der langen Hydrasäße und gab ihnen die Mundstücke in die Hand. Zu oberst lag auf dem Pfeifenaufbau ein glühendes Stück Rosenholzkohle. Bei jedem Ansaugen leuchtete es auf wie ein rotes Polypenauge. Man trank den kalten Rauch, der als milchiger Nebel den Hohlraum der Flasche füllte.

Zunächst schmeckten sie nur das Kohlenoxydgas des glimmenden Holzes. Aber das spielerische Gurgeln des Wassers und die Fruchtühle des Rauches reizte unwillkürlich, in raschen Zügen an dem Bernsteinmundstück zu saugen.

„Gut?“ frug Marcella.

Bubenberg wollte eigentlich nein sagen. Aber bevor er das Wort über seine Lippen brachte, war der Drydgeschmack weg.

„Nicht so rasch!“

Beide warnten sich, aber beide machten immer tiefere Züge. Das Unbehagen verschwand, gläserne Helle und ätherische Leichtigkeit durchdrangen sie.

Marcella hörte keinen direkten irdischen Laut mehr. Auch saß sie nicht mehr auf einem Stuhl, sondern schwebte in herrlicher Freiheit über ihm. Die erregte Gasse hing vor ihr wie ein kleines Pastellbild. Ganz unräumlich, wie durch einen umgekehrten Feldstecher gesehen. Sie hatte die Macht, mit einer kleinen Geste ihrer Hand das ganze Bild zu zerstören, aber sie war zu gnädig gestimmt.

Haschisch, raunte irgend etwas in Bubenbergs Ohr. H a s c h i s c h ! Das Wort dröhnte wie eine in feinem Inneren geläutete Glocke.

Marcellas Pupillen weiteten sich zu schwarzen, lodenden Seen. Sie sah, wie sich ein Leichenbegängnis durch die Gasse hinunterbewegte. Griechische Popen trugen einen Sarg, offen, geneigt, damit man die Tote sieht, wie es hier üblich ist. Vor dem Sarg wankte der Totengräber mit dem Deckel. Ueberall schritten Popen, jeder Pflasterstein war ein Pope, der Gebete murmelte. Alle Vorübergehenden schlossen sich dem Geleit an, sie selber. Aber neben dem Friedhof waren Luftschaukeln aufgebaut, wie es immer war. Die Träger legten die Tote neben das offene Grab und schaukelten, mitamt dem Gefolge. Die Tote hatte einen weißen Tschartschaff an und rote Pantoffeln. Es war Mirimah. Allein stand sie aufgebahrt neben dem offenen Grabe. Deshalb weinte sie und bot ihre roten Schuhe zum Lohn, wenn man ihr helfe. Aber da kam plötzlich eine wilde Jagd daher: die Hunde Dschingis Khans brachen aus Dria aus, spannten sich wie bei einem Schlittengefähr vor ihre Bahre und stürmten mit ihr über das unter dem Mond zugefrorene Meer davon. „Nach Saloniki!“ hörte sie Mirimahs Stimme rufen.

„Nach Saloniki!“ — Marcellas Haschischtraum ging später — in Wirklichkeit umgedeutet — in Erfüllung.

Bubenberg sah im selben Zustand, daß die Häuser um sie herum alle nur aus Türen bestanden. Die Türen bewegten sich auf und zu; jedesmal schlangen sie einen Menschen ein, eine Frau, und spien sie später wieder aus. Sie taumelte dann weiter, bis sie in einem anderen Viertel eine neue Tür erfaßte und in den Magen des Hauses hineinschluckte. Die ganze Stadt wuchs zu einem tausendmäuligen Ungeheuer, das den Mädchenstrom über das Meer an sich zog, auf dem Wege vom Hafen her nach der Stadt herauf in einem gierigen Hauschlund nach dem anderen verbrauchte, weitergab, durch Stadtviertel und Jahre hindurch, schließlich nach dem Aeserfeld, wo die Verworfenen letzten Aufgebotes aus Petroleumblechfisten, die sie mit Lehm austampften, niedrige Hütten bauten, gerade groß genug für zwei liegende Menschen. Fortsetzung folgt.

Sieg der Liebe

Florence Leighton

Der halbe Dollar in Jans Tasche klapperte lustig gegen die drei Nickel-Zehner. Suzanne legte ihren Arm in den seinen und wanderte auf dem Deck mit ihm hin und her.

„Schön, so eine Seereise, nicht?“ sagte Jan und ließ den Novemberwind an seinen dicken, gelben Haaren reißen. „Wollen Sie heute abend tanzen, Miß Berkely?“

„Vielleicht.“

„Bitte!“ bat er. „Und morgen spielen wir Deck-Tennis. Lieben Sie Deck-Tennis?“

Suzanne nickte. „Ich möchte auch gern schwimmen. Schwimmen Sie, Mr. Lane?“

„Ich fraule, Miß Berkely. Es wäre wundervoll, mit Ihnen zu fraulen. Ach, diese Seereisen!“

Ein kurzer, breiter Mann, der an einen Pfoffen gelehnt hatte, trat ihnen in den Weg. „Heh, Ihr!“ bellte er sie an. „Was ist euch in den Kopf gefahren? Das ist jetzt schon das dritte Mal, daß Ihr den Fluß hinüber fährt. — Wenn wir anlegen, macht Ihr, daß Ihr raus kommt! Das ist kein Vergnügungsdampfer, sondern eine Fähre!“

Jan neigte leicht den Kopf. „Wie Sie meinen, Kapitän!“

Der Dicke trollte sich böse davon, und Suzanne seufzte auf. „Es war so hübsch“, sagte sie. „Ich dachte, wir könnten gerade

noch einmal hin und her fahren, bevor sie uns verjagen. Ach, Jan — ich liebe dich so!"

„Das ist furchtbar dumm von dir —“

„Oh nein! Gar nicht —“

„Ein Arbeitsloser, pah. Vier Monate ohne Job. Ohne einen Cent.“ Er verzog sein Gesicht.

„Jan, du wirst eine Stellung finden! Eine bessere als die letzte, du wirst schon sehen!“

Jan schüttelte den halben Dollar und die drei Nickelstücke in der hohlen Hand. „Wenn die ausgegeben sind“, sagte er und blickte düster auf die näherkommenden Wolkenkratzer, „dann bin ich blank!“

„Ich habe heute mein Gehalt bekommen, Jan“, sagte Suzanne zaghaft, „zwanzig Dollar, ich habe sie hier in der Tasche. Wenn du —“

„Suzanne!“ sagte Jan und Donner lag in seiner Stimme.

Suzanne schluckte. Warum konnte man mit Jan nicht reden. „Bitte, Jan“, sagte sie flehend, „du hast keinen Lunch gehabt. Gehen wir irgendwohin nachessen, ich gebe ein Fest für dich, ich lade dich ein, ja? Wir sind doch eben von einer Ozeanfahrt zurückgekehrt, nicht? Da —“

Jan wandte sich ab. „Adieu, Suzanne“, sagte er brüsk.

Sie rannte ihm nach und packte ihn am Ärmel. Tränen rannen ihre Wangen herab.

„Ich kann es einfach nicht ertragen, dich hungern zu sehen, Jan! Und wenn du heute alles für uns aus gibst, was willst du morgen tun?“

„Chet Henderson hat mich für morgen zum Tee in den Harvard Club eingeladen. Also —“

„Zum Tee! Jan, du kannst unmöglich — du wirst krank werden! So geht es nicht weiter. Andere Leute borgen sich Geld aus — Jan, es ist eine reine Geschäftstransaktion. Ich habe noch 600 Dollar in der Bank —“

Jan hielt Suzanne den Mund zu.

Sie aßen in einer schäbigen Spelunke gebratenen Fisch und halbrohe Kartoffeln und tranken Kaffee — 70 Cent für beide. Dann schlenderten sie den Broadway hinunter, als ein Taxi mit lautem Kreischen vor ihnen hielt. Jemand streckte ein aufgeregtes Gesicht heraus. — Chet Henderson. „Jan, alter Junge, hallo! Tom Morton hat mir gesagt, daß du einen Job suchst. Kapitän Mac Intyre ist nach einem Zeichner aus, für seine Expedition auf die Weihnachtsinseln, und ich habe dich vorgeschlagen! Hast du meinen Brief erhalten? Kommst du morgen zum Tee?“

„Oh ich komme! Was für ein Job ist das, wann geht die Expedition los? Wann fahre ich?“

„Nur nicht so hitzig!“ warnte Chet. „Es ist eine Möglichkeit, nicht mehr! Mac Intyre wird dir alles morgen selbst erklären. Ich habe Gile! Wiedersehen!“

Ein strahlendes Lächeln erhellte Jans Gesicht. „Suzanne!“ rief er. „Ein Job, Suzanne!“

Suzanne starrte geistesabwesend in die Lichterfülle vor ihr. „Jan — die Weihnachtsinseln — sag — sind die nicht furchtbar weit?“

Jans Gesicht verdüsterte sich. „Ich glaube ja, Liebling. Aber was macht das?“ setzte er strahlend hinzu. „Ich komme ja wieder! Mit Geld! Mit Scheffeln von Geld, Suzanne! Du weißt ja gar nicht, was das für mich bedeutet, nach all den Monaten, alle Türen schienen so fest verschlossen, und nun, Liebling — solch ein Job!“

Konnte sie traurig sein, wenn Jan sich so freute? Und dann erschrak sie. Chet hatte gesagt: Eine Möglichkeit, weiter nichts! Wenn nun die Seifenblase platzt! Würde Jan die Enttäuschung ertragen?

Die Seifenblase war geplatzt. Suzanne wußte es gleich, als sie Jan anblickte.

„Ein Hafen bei der Sache“, sagte er kurz und sah an ihr vorbei. . . „Jeder Teilnehmer muß 500 Dollar erlegen. Wenn

die Expedition Erfolg hat, bekommt er sie wieder und noch eine Menge drauf. Aber das macht die Sache für mich natürlich ganz indiskutabel. Mac Intyre hat zwar gesagt, daß ihm meine Sachen gefallen, und daß er mich so mitnimmt, falls er keinen Künstler findet, der die fünfhundert Dollar hat. Aber es gibt ja Duzende und Duzende von Zeichnern, die auf so einen Antrag fliegen!“

„Ja“, sagte Suzanne bedrückt. „Aber könnten wir nicht —“, sagte sie plötzlich begeistert. Sie verstummte. Nein. Das ging nicht. Er würde es nicht nehmen. Er durfte einfach nichts davon wissen.

„Könnten wir nicht was?“ fragte Jan.

„Oh, nichts, nein.“

Am nächsten Tag rief Suzanne Kapitän Mac Intyre an, und dann ging alles riesig leicht und schnell. Jan durfte nichts erfahren. Und er hatte auch keine Ahnung davon, daß Suzannes Bankbuch auf einen entsetzlich kleinen Betrag zusammengeschrumpft war, als er ihr begeistert mitteilte, daß Mac Intyre ihn bedingungslos auf die Expedition mitnehme. Er freute sich, daß Suzanne schon so zeitlich kommen konnte, als das Schiff zur Abreise startete. Er hatte keine Ahnung davon, daß Suzanne schon seit einer Woche Herrin ihrer Zeit war, weil sie ihre Stellung verloren hatte.

Sie sprachen stundenlang mit einander, und Jan zeigte ihr jeden Nagel auf der „Frolic“. Kapitän Mac Intyre tat, als hätte er Suzanne nie im Leben gesehen. Dann kam noch ein schlankes, junges Mädchen mit sprühenden Augen und einer Fülle von leuchtend rotem Haar aufs Schiff — Sheila, Mac Intyres Tochter, wie Jan erklärte.

Und dann hielt er Suzannes Hand fest und blickte ihr in die Augen: „Wirst du mir täglich schreiben, auch wenn wochenlang kein Brief von mir da sein kann? Wirst du dich in niemanden andern verlieben?“

„Oh Jan!“ Schrille Glocken ertönten, ein heiserer Pfiff, und das Schiff schwankte aus dem Hafen.

Suzannes 100 Dollar schmolzen rasch zusammen. Dann kündigte ihr die Hausfrau wegen unpünktlicher Zahlung, und der Doktor sagte, daß sie fortfahren und sich erholen sollte, bis ihre Augen besser wären. „Und vor allem, nicht lesen!“

Aber Suzanne hatte acht dicke Briefe von Jan, ihr einziges Glück! Heitere, strahlende, sehnsuchtsvolle Briefe! Was tat es da, daß sie in einem kleinen, schmuckigen Zimmerchen wohnen mußte? Und daß die einzige Stellung, die sie finden konnte, bei einem Photographen war, wo das weißblaue Licht wie Nadeln in ihre Augen stach? Daß ihr Geld kaum mehr für zwei Mahlzeiten im Tag reichte?

Ende März aber begannen Jans Briefe auszubleiben. Suzanne wartete und wartete —

Die Zeitungen begannen, sich für die Expedition zu interessieren und über ihren großen Erfolg zu berichten. Dann sah Suzanne in einer illustrierten Zeitung ein Bild von den Weihnachtsinseln: Kapitän Mac Intyre hielt mit breitem Grinsen einen riesigen Fisch in die Höhe. Jan saß auf der Rante eines Bootes und ihm zu Füßen saß Sheila und blickte lächelnd zu ihm auf — so als ob er ihr gehörte. An diesem Tage wurde Suzanne im Atelier bewußtlos. Sie erwachte im Bellevue-Spital, wohin man sie gebracht hatte, mit einem Verband über den Augen.

Als sie ein paar Tage später die Schwester bat, an ihrem Ausgangstage bei der Post nachzufragen, ob ein Brief für sie da sei, kam Mrs. Coates mit einem großen, dicken Briefumschlag zurück. Aber als Suzanne die Schwester anflehte, ihr den Brief vorzulesen, da erwies es sich, daß der Umschlag einen Scheck über 500 Dollar enthielt und keine einzige geschriebene Zeile.

Jan hatte also herausgefunden, daß sie das Geld erlegt hatte, jemand mußte es ihm gesagt haben! Sie erinnerte sich an seine Worte: „Du weißt nicht, was du mir tuft, wenn du mir

Geld geben willst. Versprich mir, daß du mir nie mehr etwas anbieten wirst —“ Jetzt wußte sie, daß kein Brief mehr kommen würde. „Jan, Jan —“

Suzanne lag nun schon drei Wochen und immer noch trug sie den Verband. Dann hörte sie eines Tages im Spital davon sprechen, daß Mac Intyre von seiner Expedition zurückgekehrt sei. Die „Frolic“ hatte die seltsamsten Südfische mitgebracht, Dr. Marsh hielt eine Reihe von Vorträgen über die Expedition, und im Museum waren die wundervollen Bilder von Jan Lane ausgestellt.

„Heißt der Mann, der Ihnen den Scheck geschickt hat, nicht Jan Lane?“ fragte Mrs. Coages, die Schwester, Suzanne. „Er spricht nächste Woche im Naturhistorischen Museum, und ich kann zwei Karten haben — interessiert es Sie?“

„Nein, oh nein, absolut nicht“, sagte Suzanne erschrocken. Aber als der Tag herannahte, bat sie den Arzt, ob sie ausnahmsweise am Abend zu einem Vortrag gehen dürfe. Mrs. Coages, die Schwester, nahm den Arzt beiseite. Schön — wenn sie den Verband nicht löstete, durfte sie gehen!

Die Leute drängten sich in dem großen Saal. Jan Lane, die Sensation von gestern! Mr. Morgan hatte Aquarelle bestellt, Mrs. Kruger wollte ihren Pavillon mit Fresken von Jan Lane ausmalen lassen, Jan Lane war berühmt und in aller Mund! Dann ertönte vom Podium her plötzlich die geliebte Stimme. Suzanne wurde totenblaß. Jan sprach dem Kapitän Mac Intyre seinen Dank aus, erzählte von seinen Abenteuern unter Wasser — aber mit einer müden und schleppenden Stimme, in der nichts von seinem Triumph mitklang. Es war eine hoffnungslose Stimme, die das sprach.

Donnernder Applaus folgte Jans Rede. „Gehen wir“, flüsterte Suzanne verzweifelt der Schwester zu. „Ich bin furchtbar müde —“

„Nein“, sagte Mrs. Coages, „ich will auch die anderen hören!“ Suzanne seufzte, dann fragte sie erstaunt: „Was schreiben Sie, Mrs. Coages?“

„Ich habe nur etwas notiert, Kind.“

Suzanne folgte den Reden der andern Expeditionsmitglieder kaum, und erhob sich sofort, als das letzte Wort verklungen war. Aber Mrs. Coages legte ihr die Hand auf den Arm. „Warten wir doch, Kind, bis der Wirbel vorbei ist, und die Leute gegangen sind.“

Plötzlich eine aufgeregte Stimme, Jans Stimme, der sich durch die Leute durchdrängte: „Reihe 14, mein Gott, wo ist Reihe 14?“

Und da stand er auch schon vor Suzanne. Sie lächelte mühsam: „Ich freue mich, daß du Erfolg gehabt hast —“

„Suzanne, Suzanne! Ich war ja wie verrückt! Ich habe dich gesucht, ich hatte keine Ahnung, wo im Himmel — oh Suzanne, ich war so ein Narr! Du wirst mir nie vergeben können — Es war Mac Intyres Sekretär — wir hatten einen Streit miteinander, und da warf er mir plötzlich an den Kopf, daß ich mich von einer Frau unterstützen ließe. — Ich war sinnlos vor Zorn, und so böse auf dich —“

„Oh, verzeih mir, Jan, ich hätte niemals hinter deinem Rücken — es tut mir so leid —“, sagte Suzanne zitternd.

„Weid? Du hast dich wie ein Engel benommen, Suzanne, und ich war nur zu stolz und zu dumm, um es einzusehen. Ich wollte sofort nach New York zurück, mit dem nächsten Schiff. Aber Mac Intyre ließ mich nicht weg und streckte mir die 500 Dollar vor, und ich sandte dir den Scheck. — Ich habe auch einen Brief dazu geschrieben, aber dann habe ich ihn zerrissen. Ich war so beschämt, ich wollte dich überhaupt nicht mehr sehen, Suzanne. Als wir in New York ankamen, hielt ich mich von dir ferne. Aber am Freitag gab ich es auf, ich konnte nicht mehr — und dann sagte sie mir in deiner Pension, daß du ausgezogen seist und die Stellung verloren hättest, und daß deine Augen — Ich war ja wie verrückt seit Freitag. Ich habe nicht gegessen und nicht geschlafen. Willst du es noch einmal mit mir versuchen, Suzanne?“

„Versuchen? Weißt du denn nicht, Jan, daß ich —“

Aber alles, was sie hätte sagen können, ersticke unter seinem heißen Kuß.

Der Jahrgängerinnen-Verein

Von Paul Altheer

„Wenn es den Männern erlaubt ist“, sagte Gretchen Wiesendanger, „die zwecklosesten Vereine der Welt zu gründen, warum sollen wir Frauen da noch länger zurückstehen?“

Damit war endlich der Anstoß zur Gründung des ersten Jahrgängerinnenvereins der Welt gegeben.

„Wozu? Was macht man in einem Jahrgängerinnenverein?“ fragten die Mitbegründerinnen.

„Das weiß man nicht. Wir haben es nicht heraus bringen können. So etwas wie Statuten, Jahresbeiträge, Sitzungen und Bußen gibt es da nicht. Nur eines steht fest: Die Männer mißbrauchen ihre Jahrgängervereine als Ausrede zum Trinken, Schlemmen und Rauchen“, wußte Gretchen zu berichten.

„Aber wir — trinken ja nicht, weil wir es nicht vertragen. Wir schlemmen nicht, weil wir schlank bleiben wollen. Und rauchen können wir auch ohne Jahrgängerinnenverein soviel wir wollen.“

Alle Einwände blieben erfolglos, der Jahrgängerinnenverein wurde gegründet.

Bei der nächsten Zusammenkunft wurde der Einwand in die Waagschale geworfen:

„Ein Jahrgängerinnenverein muß aber doch eine Jahreszahl haben.“

Da stieg die andere Schale jäh hoch hinauf in die Luft.

„Dann weiß man aber doch jederzeit, wie alt wir sind“, warf eine kleine Blonde ein.

„Das macht ja nichts. Wir sind dreiundzwanzig. Das darf man schon wissen“, verteidigte eine andere.

„So? Du bist schon dreiundzwanzig? Ich bin erst zweiundzwanzig“, sagte eine Jahrgängerin zur andern.

„Das macht gar nichts. Wir können uns ja auf einundzwanzig einigen.“

Sie taufte das Kind, wie es sich gehörte: „Jahrgängerinnenverein der Einundzwanzigjährigen“.

In der nächsten Sitzung wurde die eine Waagschale abermals überlastet, indem eine schwarze Schlange sagte:

„Das geht doch nicht. Ich habe mir's reiflich überlegt. Wir werden doch in zehn Jahren zum Beispiel nicht mehr einundzwanzig Jahre alt sein.“

„Warum nicht?“ wandte eine mollige Braune ein, die es schon seit drei Jahren war und darin Bescheid wußte.

Als dann wirklich die zehn Jahre mehr als herum waren, erschien eines abends ein Fremder im Jahrgängerinnenverein der Einundzwanzigjährigen und wünschte eine gewisse Geraldine Lippenstift zu sprechen.

Die Präsidentin bat den fremden Herrn, Platz zu nehmen und fragte:

„Soll es die Tochter, die Mutter oder die Großmutter sein?“ Der Fremde war sprachlos. Nachher sagte er:

„Die Tochter wird es wohl sein, sie ist Mitglied des Jahrgängerinnenvereins der Einundzwanzigjährigen.“

„Oh, was das anbetrifft“, hatte die Präsidentin einzuwenden, „so kann ich Sie versichern, daß sie alle drei zu den eifrigsten Mitgliedern unseres Jahrgängerinnenvereins zählen.“